

# INTEGRATIVE THERAPIE

ZEITSCHRIFT FÜR VERGLEICHENDE PSYCHOTHERAPIE UND METHODENINTEGRATION

**„Nur Sie verstehen mich wirklich“**

## **Die Arbeitsbeziehung in Beratung, Supervision und Psychotherapie**

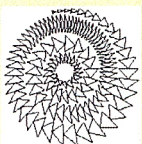
**Jürgen Kriz**, Die professionell helfende Beziehung. Aspekte zum Verständnis von Unterstützung und Destruktion bei Entwicklungsschritten

**Maria A. Wolf**, Wie und wozu wird Männlichkeit oder Weiblichkeit eine Wirklichkeit? Die Arbeitsbeziehung in der Psychotherapie aus Perspektive der Geschlechterforschung

**Silke Birgitta Gahleitner**, „Und wenn es schwierig wird“? Therapeutische Beziehungsgestaltung im „hard to reach“-Bereich

**Angela Gotthardt-Lorenz**, Arbeitsbeziehungen – Arbeitszusammenhänge: Kristallisationspunkte für Veränderungen und Herausforderungen in organisationalen Supervisionsprozessen

**Hilarion G. Petzold**, Psychotherapie - Arbeitsbündnis oder „Sprache der Zärtlichkeit“ und gelebte Konvivialität? Intersubjektive Nahraumbeziehungen als Prozesse affilialear „Angrenzung“ statt abgrenzender „Arbeitsbeziehungen“





Maria A. Wolf<sup>1</sup>

## Wie und wozu wird Männlichkeit oder Weiblichkeit eine Wirklichkeit? Die Arbeitsbeziehung in der Psychotherapie aus Perspektive der Geschlechter- forschung

„... Ich habe mir vorgenommen – dieser Ausdruck ist gewiss allzu pathetisch –,  
den Menschen zu zeigen, dass sie weit freier sind, als sie meinen;  
dass sie Dinge als wahr und evident akzeptieren,  
die zu einem bestimmten Zeitpunkt in der Geschichte hervorgebracht worden sind,  
und dass man diese Evidenz kritisieren und zerstören kann. (...)  
Alle meine Untersuchungen richten sich gegen den Gedanken  
universeller Notwendigkeiten im menschlichen Dasein.  
Sie helfen entdecken, wie willkürlich Institutionen sind,  
welche Freiheit wir immer noch haben  
und wie viel Wandel noch möglich ist. ...“

*Michel Foucault 2005*

### **Psychotherapie als Profession und die therapeutische Arbeitsbeziehung**

Der Unterschied zwischen Professionen und anderen Berufen liegt bislang im Kern darin, dass erstere die Vorstellung von dem jeweiligen Beruf reflexiv gestalten. Das bedeutet, sowohl Wissen wie Ethos einer Profession werden wissenschaftlich hervorgebracht, kodifiziert und in Texten abgefasst, berufspraktisch kultiviert und in Formen akademischer Lehrbarkeit überführt (vgl. *Stichweh* 1996, 51). Das gilt selbstredend auch für die Psychotherapie. Psychotherapie als Profession kann – wie andere Professionen auch – u.a. bestimmt werden als eine gemeinnützige Tätigkeit, die für jene Personen ein Zuständigkeits-Monopol vorbehält, die eine staatlich anerkannte, eigenständige akademische Ausbildung absolviert haben und darüber einen berufsrechtlichen Schutz erhalten. Psychotherapie bedarf eines eigenen Handlungs- und Erklärungswissen und einer eigenen Fachterminologie auf Basis eigener wissenschaftlicher Forschung. Daraus wiederum bezieht sie eine relativ hohe Autonomie hinsichtlich der Gestaltungs- und Entscheidungsfreiheit in ihrer Tätigkeit

---

<sup>1</sup> Dr. Mag. *Maria A. Wolf*, A.o. Univ.-Prof. am Institut f. Erziehungswissenschaft, Universität Innsbruck und Psychotherapeutische Teilzeitpraxis. Lehr- und Forschungsbereiche: Kritische Geschlechter- und Sozialforschung, Familien-, Kindheits-, Sozialisations- und Biographieforschung, Sozialtheorie und Sozialer Wandel, Wissenschafts- und Wissensforschung. Ausbildung in Integrativer Gestaltpsychotherapie an der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit in Hückeswagen – Fritz Perls Institut (D). Ausbildung in Psychodrama beim Österreichischen Arbeitskreis für Gruppentherapie und Gruppendynamik in Wien.

homepage universität <http://homepage.uibk.ac.at/homepage/c603/c60306>

homepage praxis <http://www.psychotherapieandersill.at/wolf/index.html>

(Fach- und Sachautorität). Im Hinblick auf den Gegenstand der gemeinnützigen Tätigkeit kann Psychotherapie als Profession bestimmt werden, die eine „wissensbasierte Bearbeitung lebenswichtiger Probleme in individualisierter Interaktion“ leistet (Buchholz 1999, 95) mit dem Ziel z.B. der Symptombefreiheit oder Symptomreduktion und der Verbesserung der Beziehungs- und Handlungsfähigkeit der/des Patienten/in (vgl. Sachsse 2008). Im Hinblick auf den Terminus der „wissensbasierten Bearbeitung“ stellt sich die Frage, welches Geschlechterwissen Eingang findet in psychotherapeutische Theorie und Praxis, z.B. bei der Frage nach der Relevanz von Geschlecht in der therapeutischen Arbeitsbeziehung.

Die Arbeitsbeziehung ist selbst wiederum als der Typus einer professionellen Beziehung zu definieren, d.h. die Art und Weise der Beziehungsgestaltung wird in eigenen, staatlich anerkannten, wissenschaftlichen Ausbildungsprozessen und -institutionen erlernt. Die therapeutische Arbeitsbeziehung resultiert ihrerseits also ebenso aus einer wissensbasierten Beziehungsgestaltung zur Bearbeitung lebenswichtiger Probleme, welche die Aneignung wissenschaftlichen Wissens z.B. aus den Bereichen Anthropologie, Persönlichkeitstheorie, Sozialisationstheorie, Entwicklungstheorie, Gesundheits- und Krankheitslehre, Therapietheorie, Praxeologie voraussetzt. Auch die Gestaltung der relevanten Aspekte einer therapeutischen Beziehung – wie z.B. Empathie, Respekt, Anteilnahme, emotionale Wärme, Ermutigung, Aktivierung von Ressourcen, Wertschätzung von Fortschritten, Auseinandersetzung mit Kritik des/der PatientIn – bedarf professionellen Wissens. In der psychotherapeutischen Arbeitsbeziehung wird Intimität hergestellt, und sie wird mit Hilfe von unterschiedlichen Methoden (Techniken) und Medien gestaltet. Deren Einsatz ist abhängig davon, ob sie vom Verlauf her indiziert sind und den therapeutischen Prozess unterstützen. Da diese Arbeitsbeziehung im Kern über einen sprachlichen Austausch gestaltet wird, bedarf es beständiger Übersetzungsleistungen, die professionelles Wissen in eine Sprache übersetzt, die von den jeweiligen PatientInnen verstanden wird.

Auch die Konzeption der psychotherapeutischen Arbeitsbeziehung in der Integrativen Therapie (vgl. Leitner 2010, 89ff) ist mit dem Terminus des „Wissensbasierten“ zu unterlegen. Damit handelt es sich um ein *wissensbasiertes*, intersubjektives Geschehen und *Handeln* in einer Interaktion. Die Aufgaben der Beziehungsgestaltung und Gesprächsführung erfordern es, das intersubjektive Geschehen und die sich darin zeigenden Prozesse und Konstellationen *wissensbasiert* zu erkennen, zu reflektieren und indikationsspezifisch durch *wissensbasiertes* intervenierendes Handeln zu beeinflussen, sowie Erleben, Bewusstsein, emotionale und kognitive Prozesse, Willens- und Motivationsprozesse einer gemeinschaftlichen *wissensbasierten* Auslegung zu unterziehen.

## **Geschlechterwissen in der Psychotherapie**

Wenn also die psychotherapeutische Profession wie die psychotherapeutische Arbeitsbeziehung als „*wissensbasiertes*“ intersubjektives Bearbeiten lebenswichtiger Probleme in individualisierter Interaktion bestimmt werden kann, ist die Antwort auf die Frage nach der Relevanz von Geschlecht für die Arbeitsbeziehung in Psychotherapie und Beratung abhängig davon, welches Geschlechterwissen der professionellen psychotherapeutischen Beziehungsgestaltung zugrunde gelegt wird in Aus- und Fortbildung und welches die psychotherapeutische Praxis orientiert. Es geht also nicht um das Spezialgebiet einer „genderbewussten“ oder „gendersensiblen“ Psychotherapie oder um eine Spezialisierung in diesen Fragen, sondern um das Faktum, dass Praxen und Praktiken der Geschlechterunterscheidung in unserer Kultur und Gesellschaft omnipräsent sind und omnirelevant gemacht werden und die psychotherapeutische Profession allgemein und grundsätzlich ein professionelles Verhältnis dazu lehren und praktizieren muss. Untersuchungen zu diesen Fragen stellen bislang aber ein Forschungsdesiderat dar. Es mangelt an der systematischen Erforschung dessen, welches Geschlechterwissen in psychotherapeutischen Ausbildungen und Praxen, von wem und wozu, wie relevant gemacht wird. Da die systematische Vermittlung wissenschaftlichen Geschlechterwissens in den meisten psychotherapeutischen Verfahren nicht Teil der verpflichtenden allgemeinen Ausbildung ist, sondern wenn überhaupt, dann lediglich ein Teil im Wahlbereich der Sonderseminare darstellt, kann davon ausgegangen werden, dass es einen geschlechtsbezogenen Verzerrungseffekt (Gender-Bias) in der Psychotherapie gibt, z.B. in Gestalt von konservierenden, komplexitätsreduzierenden Geschlechtermythologien aus den jeweiligen „Alltagstheorien über Männlichkeit und Weiblichkeit“ auf Seiten der PsychotherapeutInnen. Zur Professionalisierung therapeutischer Praxis im Hinblick auf die Relevanz von Geschlecht in Biografie, Lebensbewältigung und psychotherapeutischer Beziehungsgestaltung bedarf es aber vor allem eines komplexitätserweiternden Geschlechterwissens, das einen mehrperspektivischen und intersektionalen Zugang profiliert.

Im Feld der Geschlechterforschung ist der Gegenstand „Geschlechterwissen“ in den letzten Jahren zu einem neuen Fokus geworden (vgl. *Dölling* 2007; *Wetterer* 2008 und 2010). Thematisiert und theoretisiert werden z.B. das Verhältnis und die Beziehung zwischen Wissen und Geschlecht, zwischen Wissensformen und ihrer wechselseitigen Beeinflussung oder/und die Konstruktionsregeln von Geschlechterwissen und ihr historischer Wandel. Hinsichtlich der Wissensformen wird z.B. unterschieden zwischen einerseits objektiviert-gesellschaftlichem Geschlechterwissen, als (vor-)herrschende normative Vorstellung darüber, was Männer und Frauen sind, andererseits subjektiv-inkorporiertem Geschlechterwissen als biografisch akkumuliertem Wissensvorrat, der alltäglich handlungsrelevant ist und drittens dem feldspezifischen Geschlechterwissen, das in unterschiedlichen sozialen Räumen jeweils dominiert und konsensfähig ist (vgl. *Dölling* 2007).

Das *objektivierte-gesellschaftliche Geschlechterwissen* zeigt sich in dem in einer jeweiligen Gesellschaft kollektivierten Wissensvorrat über Geschlechterunterschiede, der relativ selbständig und ereignisunabhängig komplexe soziale Wirklichkeiten auf hegemoniale Geschlechterstereotypen reduziert (vgl. *Eckes* 2004)<sup>2</sup>. Teile dieses Wissens sind das in speziellen Institutionen (z.B. in Religionen, Kunst, Politik, Recht, Wissenschaft) geschaffene Geschlechterwissen, das in relativer Distanz zu praktischen Handlungsorientierungen der Individuen existiert und als Expertenwissen bedeutsam wird. Das popularisierte Geschlechterwissen (Medien, Feuilleton, Sachbücher, Ratgeber, politische Parteien), das in „organisierten Deutungssysteme(n)“ existiert und öffentlich-rechtlich wie industriell (Massenmedien) Einfluss ausübt, als herrschendes Wissen mit einem Deutungsüberhang oder auch als „Gegenwissen“ in einer Vielfalt von „konkurrierenden“ Meinungen, Standpunkten und Interpretationen (vgl. *Dölling* 2007, 17). Das objektivierte-gesellschaftliche Geschlechterwissen ist als Rahmen für das individuell-habitualisierte Geschlechterwissen wirksam. Das von diesem Wissen dominierte Alltags- und Erfahrungswissen wird unreflektiert eingesetzt. Für TherapeutInnen wie PatientInnen ist dieses objektivierte-gesellschaftliche Geschlechterwissen in Zusammenhang mit der jeweiligen Position im sozialen Raum relevant, je nachdem, welches Ausmaß an Souveränität ihnen diese Position gegenüber vorherrschenden Geschlechterstereotypen erlaubt, in ihrer jeweiligen Lebenswelt und im therapeutischen Raum. Zu fragen gilt, wer es sich auf Basis welcher Ressourcen leisten kann, die Bedeutung von Geschlecht zu relativieren, zumal die geschlechtliche Zurechnungsfähigkeit in unserer Gesellschaft und Kultur nachhaltig eine grundlegende Voraussetzung ist, um als ernstzunehmende/r InteraktionspartnerIn anerkannt zu werden.

Das *subjektiv-inkorporierte Geschlechterwissen* ist zum einen lebensgeschichtlich habitualisiert, d.h. aus Praxis hervorgegangen und Praxis hervorbringend, und es ist wirksam in spontan-unbewussten Klassifikationen von Männlichkeit und Weiblichkeit. Die soziokulturellen Verhältnisse, in die wir hineingeboren werden, werden im Zuge der habituellen Inkorporation zu etwas Selbstverständlichem, zu etwas vollkommen „Natürlichem“, dessen geschichtlicher Ursprung in Vergessenheit gerät („Naturalisierung“). Das subjektiv-inkorporierte Geschlechterwissen ist damit immer sozial-strukturell bedingt und Resultat einer milieutypischen Lebensstilisierung von Männlichkeit und Weiblichkeit. Darüber nehmen alle – jeweils sozialstrukturell unterschiedlich – Geschlechterdifferenzen wahr, unterscheiden zwischen unterschiedlichen Formen von Männlichkeit wie auch unterschiedlichen Formen von Weiblichkeit und stellen sie zugleich auch her, bewerten, legitimieren und begründen Unterschiede, bzw. erachten sie als selbstverständliche, quasi ‚natürliche‘ Tatsache. Dabei werden von AkteurInnen laufend aber auch Versatzstücke anderer Wis-

---

<sup>2</sup> Hegemoniale Geschlechterstereotypen resultieren in unserer Kultur und Gesellschaft aus der geschlechtlichen Arbeitsteilung (gesellschaftstheoretische Hypothese) und der Zuschreibung von Kompetenzdimension an statushöhere Gruppen und von Wärmedimension an kooperierende Gruppen (soziostrukturelle Hypothese).

sensformen – z.B. von wissenschaftlichem oder popularisiertem Geschlechterwissen – in ihre „Alltagstheorie des Geschlechts“ aufgenommen. TherapeutInnen und PatientInnen können sich hinsichtlich des subjektiv-inkorporierten Geschlechterwissens sowohl unterscheiden als auch ähnlich sein. Beides aber beeinflusst die psychotherapeutische Arbeitsbeziehung in unterschiedlicher Weise.

Das *feldspezifische Geschlechterwissen*, das für einen jeweiligen Handlungskontext relevant ist, zeigt sich in Unterscheidungs- und Hierarchisierungsweisen, die z.B. in einer spezifischen Profession / in einem professionellen Feld dominieren und konsensfähig sind. Für das Feld der Psychotherapie stellt sich hier nicht nur die Frage, welche Formen von Geschlechterwissen in die Psychotherapie einfließen, sondern vor allem welches *wissenschaftliche* Geschlechterwissen TherapeutInnen und auch PatientInnen sich aneignen und im therapeutischen Prozess relevant machen. Oder ob und wie wissenschaftliches Wissen beim Wissenstransfer von der Theorie zur Praxis vergeschlechtlicht wird, zumal Anwendung von wissenschaftlichem Wissen immer mit einer Verwandlung wissenschaftlichen Wissens in der Praxis einhergeht (vgl. *Bonß* 1989). Vieles spricht dafür, dass das wissenschaftlich fundierte psychotherapeutische Geschlechterwissen mehr oder weniger ein Konglomerat aus klinisch-psychologischem und medizinisch-psychiatrischem Geschlechterwissen ist, zumal es bislang kaum eigenständige psychotherapiewissenschaftliche Geschlechterforschung gibt. Die wenigen Studien, die in diesem Feld zur Frage nach der Relevanz von Geschlecht in Psychotherapie und psychotherapeutischer Arbeitsbeziehung vorliegen, liefern jedenfalls kontroverse Ergebnisse (vgl. *Kämmerer* 2008; *Neumann et al.* 2008). Das wiederum verlangt, wissenschaftsbasiert zu begründen, weshalb man die psychotherapeutische Praxis an der einen oder anderen Konzeption orientiert.

Auf dieses Konzept von *Geschlechterwissen* Bezug nehmend können für die *Professionalisierung der psychotherapeutischen Arbeitsbeziehung* Schlüsse gezogen werden: PsychotherapeutInnen bedürfen zum Ersten der Fähigkeit der reflexiven Distanznahme zu vorherrschenden normativen Vorstellungen des objektivierten-gesellschaftlichen Geschlechterwissens, d.h. zu Geschlechterstereotypen und Geschlechtermythen des kollektivierten Geschlechterwissens auf Basis eines wissenschaftsbasierten Einblickes in die Geschichte und Transformationen dessen, was in unserer Kultur(geschichte) und Gesellschaft(sgeschichte) jeweils als männlich oder als weiblich gilt. Geschlechterwissen, das vor allem die Sozial- und Kulturwissenschaften erarbeitet haben. Zum Zweiten der Fähigkeit der reflexiven Distanznahme zum biografisch akkumulierten subjektiv-inkorporierten Geschlechterwissen *auf Basis von* Selbsterfahrung und der Entfaltung einer psychologischen *und* sozialstrukturellen Perspektive auf die eigene Biografie und der darin praktizierten und inkorporierten Form von Männlichkeit *und* Weiblichkeit. Zum Dritten der Kenntnis und des Verständnisses des wissenschaftlichen Geschlechterwissens, das in der eigenen psychotherapeutischen scientific community dominiert und der Fähigkeit, den Einsatz ausgewählter Geschlechter-

theorien und ausgewählten wissenschaftlichen Geschlechterwissens in der eigenen Praxis zu begründen. Zum Vierten bedürfen sie der Fähigkeit, Allianzen und Differenzen dieser Wissensformen zu erkennen, d.h. wahrzunehmen, ob und wie sie sich etwa wechselseitig verstärken, verändern, abschwächen oder stören. Last but not least bedarf es der Fähigkeit, das Verhältnis von wissenschaftlich fundiertem, feldspezifisch-psychotherapeutischem Geschlechterwissen, psychotherapeutischer Praxis und Lebenspraxis der PatientInnen analytisch einzuholen. Dabei geht es einerseits darum, welches Geschlechterwissen in Biographie wie aktueller Lebensgestaltung der/des jeweiligen PatientIn unter welchen historischen, gesellschaftlichen und sozialen Bedingungen wozu relevant gemacht wurde und wird und welches von ihnen wo und wie angeeignet werden konnte, bzw. kann. Denn Geschlechterwissen ist zwar plural und wird in unserer Gesellschaft für alle Menschen verfügbar gemacht, dennoch ist dessen Vielfalt nicht allen Menschen im selben Ausmaß zugänglich, weil dieser Zugang wiederum abhängig ist vom Ausmaß der Bildungsbeteiligung. In Österreich sind diesbezüglich die Unterschiede der sozialen Herkunft und der regionalen Erreichbarkeit von Bildungsinstitutionen nachhaltige und maßgebliche Ursache von Bildungsbenachteiligung (vgl. *Bacher* 2008). Mit der Analyse des Verhältnisses von (sozialstrukturellem wie psychotherapeutischen) Geschlechterwissen und (Lebens- wie Psychotherapie-)Praxen werden sowohl die Auseinandersetzungen auf dem Feld des Geschlechterwissens in den Blick genommen (z.B. was gehört sich in dem jeweiligen sozialen Milieu für eine Frau/für einen Mann; wie wird Männlichkeit und Weiblichkeit im jeweiligen psychotherapeutischen Geschlechterwissen relevant gemacht) wie auch die Auseinandersetzungen um soziale Anerkennung mit Hilfe des Geschlechterwissens im jeweiligen sozialen Milieu, wie in der jeweiligen psychotherapeutischen Praxis. Darüber hinaus bedarf es der Einsicht in die Bedingungen der Möglichkeit zur Transformation und Veränderung des Geschlechterwissens, welches über die Analyse des konkreten sozialen Feldes, der konkreten AkteurInnen und der reflexiven Beziehung zwischen Wissen und Handeln erarbeitet werden kann. Nicht zuletzt geht es um die Frage, wie das in psychotherapeutischen Prozessen erarbeitete Geschlechterwissen zu einem Teil des alltäglichen Geschlechterwissens der PatientInnen und damit in deren Lebensalltag handlungsrelevant werden kann.

Die Berücksichtigung dieser drei Formen des Geschlechterwissens macht nicht nur in der Theorie, sondern auch in der psychotherapeutischen Praxis relativ rasch deutlich, dass Männlichkeit und Weiblichkeit nicht im Singular zu haben sind. Das bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als dass historisch und gesamtgesellschaftlich gesehen die Varianz innerhalb der beiden Genusgruppen erheblich ist, d.h. dass mit einer Vielfalt an Unterschieden zwischen Frauen wie auch zwischen Männern zu rechnen ist, je nach z.B. Generationenlage, Alter, Klasse/Schicht, Migrationserfahrung, DisAbility oder sexueller Orientierung (vgl. z.B. *Behnke* et al. 1998; *Brandes* 2002; *Connell* 1999; *Koppetsch* 1999 und 2001; *Meuser* 2006).



Das Potential der Integrativen Therapie, diese Unterschiede und deren Bedeutung für die Biographie und Lebensbewältigung, die Art und Weise wie mit Lebensproblemen umgegangen wird so wie für die Professionalisierung der psychotherapeutischen Arbeitsbeziehung zu erfassen, zu verstehen und zu erklären, liegt darin, dass sie im Kern ein phänomenologisches Therapieverfahren ist. Das verlangt, mit den PatientInnen von den wahrnehmbaren Phänomenen so unvoreingenommen wie möglich auszugehen. Es bedarf der Kunst, diese im therapeutischen Prozess so lange wirken zu lassen, bis sich in der Interaktion ein Verständnis der dahinter liegenden psychischen *und* sozialen Strukturen entwickelt. Auf Basis dieser Struktur können Entwürfe für Veränderungen erarbeitet werden. Zudem wird der Mensch als ein wesensmäßig Ko-existierender, als ein „Körper-Seele-Geist-Wesen im sozialen und ökologischen Kontext und Zeitkontinuum“ gesehen, als „Leibsubjekt in der Lebenswelt“, das von „bewußten und unbewußten Strebungen bestimmt“ ist und in „fundamentaler Ko-respondenz mit der Welt und den Mitmenschen“ steht (vgl. *Petzold* 1993). Die Konsequenzen dieses Ko-respondenzmodells für psychotherapeutische Theorie und Praxis besteht darin, dass in der therapeutischen Arbeit u.a. auf Seite der PsychotherapeutInnen eben auch gesellschafts- und sozialtheoretisches Wissen vorhanden sein muss über die Lebenswelt von PatientInnen und damit über die dort dominierenden Formen von Männlichkeit wie Weiblichkeit und die vorherrschenden Hierarchien zwischen den Genusgruppen. Da auch *der therapeutische Raum ein durch und durch gesellschaftlicher Raum ist* und keinen gesellschaftlich extraterritorialen Bereich darstellt, bedarf es einer historischen, gesellschaftlichen und sozialen Kontextualisierungsfähigkeit, der sensiblen Wahrnehmung, welches kulturelle Normengefüge im Hinblick auf Differenzen – z.B. Geschlechter-, Klassen-, Migrations-, Generations-, Alters- oder DisAbility-Differenzen – sich im therapeutischen Raum selbst durchsetzt. Dabei wird der Focus der Analyse von der Frage geleitet, welche Differenzen im jeweiligen Fall sich wechselseitig wie beeinflussen. Es geht also nicht darum, diese Unterschiede zu addieren, vielmehr zu eruieren, wie sie sich wechselseitig beeinflussen, ob und wie sie sich z.B. wechselseitig stärken oder schwächen oder verändern. Denn eine nur individualisierende Betrachtungsweise führt in die Sackgasse der Suche nach persönlichen Problemen, wenn individuelle Fragen und Problemformulierungen nicht mit kulturellen, sozialen und gesellschaftlichen Ebenen in eine Beziehung gesetzt werden. Erkenntnis leitend in Zusammenhang mit der Frage nach der Relevanz von Geschlecht in Biographie, Lebensbewältigung und psychotherapeutischer Praxis ist jedenfalls die Schärfung der Wahrnehmung, welche Unterschiede im Lebenskontext der/des PatientIn einen Unterschied machen und welche Unterschiede im therapeutischen Kontext einen Unterschied machen? Damit geraten – und das ist notwendig, um die Vielfalt von Männlichkeiten und Weiblichkeiten erfassen, verstehen und erklären zu können – auch andere Differenzlinien und/oder Formen sozialer Ungleichheit in den Blick, wie z.B. Migration (vgl. *Rommelpacher* 2008) oder Klasse/Schicht (*Modena* 2008). PsychotherapeutInnen stehen



damit vor der Aufgabe, individualisierende Sichtweisen zu kollektiven Erfahrungen in ein Verhältnis zu setzen. Eine differenzsensible Vorgehensweise verlangt die Ausbildung der Fähigkeit, im therapeutischen Prozess zu erfassen, zu erkennen und zu verstehen, worauf jeweils der Focus zu richten ist: auf das Individuum, das soziale Umfeld, den kulturellen Kontext, die ökonomischen Lebensbedingungen oder die politischen Verhältnisse (vgl. *Rommelspacher* 2008, 1341). Phänomenologisch geboten ist dabei von einer „Nullhypothese“ auszugehen, d.h. dass die Antworten darauf, ob und welche Differenzlinien in einem jeweiligen Fall wie relevant (gemacht) werden, sich erst im therapeutischen Prozess selbst erschließen lassen. Es gilt also situativ zu beurteilen, wann und wozu Differenzen minimiert, verstärkt oder ignoriert werden (müssen). Andernfalls besteht die Gefahr, dass der exklusive Blick auf eine Differenzlinie dazu beiträgt, diese lediglich zu (re-)produzieren (vgl. *Mecheril/Plöfser* 2009, 199ff). Sozial-konstruktivistische Geschlechtertheorien können dagegen den Blick darauf schärfen, *wie* Männlichkeiten und Weiblichkeiten eine Wirklichkeit werden (vgl. *Hirschauer* 1996).

### **Geschlechtertheorien in der Geschlechterforschung und ihr Gebrauchswert für die Psychotherapie**

Im Hinblick auf die Qualifizierung psychotherapeutischen Geschlechterwissens und der Professionalisierung psychotherapeutischer Arbeit(sbeziehungen) ist es unumgänglich, Studienergebnisse und theoretische Konzepte im Feld der Geschlechterforschung zur Kenntnis zu nehmen und deren Gebrauchswert für die psychotherapeutische Praxis zu erwägen.

Im Feld der sozial-, kultur- und gesellschaftswissenschaftlichen Geschlechterforschung liegen jedenfalls relevante Forschungsergebnisse vor, hinsichtlich der *Geschichte und Transformation von Geschlechterwissen*. Sie vermögen nachzuzeichnen, wie verschieden die Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit in unserer Kulturgeschichte sind (vgl. z.B. *Eifert* 1996; *Hanisch* 2005), wie verschieden sie je nach sozial-strukturellem Kontext sind (vgl. z.B. *Connell* 2000; *Koppetsch* 1999), wie verschieden sie im Kontext von Migration sind (vgl. z.B. *Munch* 2007) und welche Formen von Männlichkeit und Weiblichkeit historisch wie, wann, wo und wozu dominant (gemacht) wurden (vgl. z.B. *Honegger* 1991; *Laqueur* 1992). Im Durchgang durch diese Studien wird zweierlei deutlich: einerseits gibt es eine erhebliche Variabilität von Männlichkeiten und Weiblichkeiten, andererseits beruht eine historische, sozial-strukturelle und interkulturelle Ähnlichkeit darin, dass binäre und bipolare Geschlechterunterscheidungen dominieren und dass diese Unterscheidungen naturalisiert und hierarchisiert werden. Feminisierung führt damit immer zu Statusminderung, Maskulinisierung zu Statuserhöhung. Dies betrifft sowohl die Individuen wie die Dinge, die Verhaltensweisen wie die Verhältnisse, weil in unserer Welt Zweigeschlechtlichkeit dadurch omnipräsent wird, dass nicht nur die Menschen, sondern auch die Dinge vergeschlechtlicht werden.

Dieser Befund wird auch in der Theoriebildung, z.B. der sozial-strukturellen (z.B. *Connell* 2000; *Bourdieu* 2005; *Meuser* 2006) oder der sozial-konstruktivistischen Geschlechtertheorien (z.B. *Goffman* 2001; *Lorber* 1999) ausgearbeitet. Beide Theoriekonzepte können für psychotherapeutische Praxis produktiv gemacht werden. Die sozial-konstruktivistische Geschlechtertheorie z.B. über den „doing-gender“ und „doing-difference-Ansatz“ (*West* et al. 1987 und 1995), die sozial-strukturelle Geschlechtertheorie z.B. über den habitustheoretischen Ansatz (*Bourdieu* 2004, 2005; *Meuser* 2006). Beide thematisieren und theoretisieren Geschlecht nicht als Essenz, Merkmal oder Eigenschaft, sondern als Ergebnis von „Praxen“, „Praktiken“ oder „interaktiver Praxis“.

Im Feld der sozial-konstruktivistischen Geschlechtertheorien argumentiert z.B. der „Doing Gender“-Ansatz, dass die Geschlechtszugehörigkeit in Interaktionsprozessen in hochreflexiver Weise immer zugleich vorausgesetzt und hervorgebracht wird und dass die soziale Anerkennung einer Person davon abhängig ist, dass sie die Prozesse des „doing-gender“ mühelos und fehlerfrei beherrscht. Fehler hinsichtlich der angemessenen Darstellung wie Fehleinschätzungen hinsichtlich der Wahrnehmung und interaktiven Bestätigung des Geschlechts der Anderen gilt es zu vermeiden, da sie die Voraussetzung von Interaktion gefährden. Alle Individuen sind verantwortlich dafür, ein Geschlecht zu haben und dem anderen ein Geschlecht zu geben. Die geschlechtliche Zurechnungsfähigkeit ist Voraussetzung, um als ernst zu nehmende/r InteraktionsteilnehmerIn anerkannt zu werden.

Dabei ist das zentrale Merkmal des „doing gender“, dass es immer zugleich ein „doing hierarchy“ in dem Sinne ist, dass „doing male“ immer „doing dominance“ und „doing female“ immer „doing submission“ verlangt, egal, was gemacht wird. Relevant ist allein *wie* die Zweigeschlechtlichkeit dabei eine Wirklichkeit wird, dass die binäre Unterscheidung nicht nur beibehalten, sondern hierarchisiert wird, auch oder gerade wegen der erheblichen Variabilität von Männlichkeiten und Weiblichkeiten. Diese Praxis und Praktiken sind immer in soziale Räume eingebunden, die auch diesseits und jenseits des konkreten sozialen Handelns existieren. Das bedeutet, dass die AkteurInnen immer mit bereits institutionalisierten Formen von Männlichkeit und Weiblichkeit konfrontiert werden, welche die vorherrschenden Klassifikationen von Geschlecht legitimieren und verstärken. Geschlecht ist also jenseits des „doing gender“ selbst zu einer sozialen Institution geworden, was die Veränderungsresistenz der Geschlechterhierarchie wie die Nachhaltigkeit des „doing gender“ begreifbar macht, bis hin zur Frage, inwiefern „undoing gender“ überhaupt möglich ist, bzw. inwiefern „doing gender“ unvermeidbar ist.

Dies hat z.B. *Robert Connell* in seiner Studie „Der gemachte Mann: Konstruktionen und Krise von Männlichkeiten“ (2000) eindrücklich transparent gemacht. Auch er geht der Frage nach, wie Männlichkeit eine Wirklichkeit wird: „Statt zu versuchen, Männlichkeit als ein Objekt zu definieren (ein natürlicher Charakterzug, ein Ver-

haltensdurchschnitt, eine Norm) sollten wir unsere Aufmerksamkeit auf die Prozesse und Beziehungen richten, die Männer und Frauen ein vergeschlechtlichtes Leben führen lassen“ (Connell 2000, 91). Männlichkeit und Weiblichkeit sind als Positionen „im Geschlechterverhältnis zu begreifen, als Praktiken, durch die Männer und Frauen diese Position einnehmen und als die Auswirkungen dieser Praktiken auf die körperliche Erfahrung, auf Persönlichkeit und Kultur“ (ibid., 91). Im Hinblick auf die Herstellung von Unterschieden zwischen Männern leitet Connell aus seinem empirischen Material beispielsweise vier Handlungsmuster ab: Hegemonie, Komplizenschaft, Unterordnung und Marginalisierung. Die *hegemoniale Männlichkeit* ist die in einer jeweiligen Kontext und Kontinuum kulturell hervorgehobenen Form von Männlichkeit, die gegenüber den anderen Männern wie allen Frauen eine Führungsposition im gesellschaftlichen Leben einnimmt und in dieser von allen anerkannt wird. Die Handlungsmuster können sich weitestgehend unhinterfragt durchsetzen, die Akteure müssen ihr Handeln, das auf Entwertung, Suprematie und Souveränität setzt, kaum legitimieren. Der soziale Wandel führt in der Regel dazu, dass die Basis für die Vorherrschaft einer bestimmten Männlichkeit ausgehöhlt wird und die Vormachtstellung historisch betrachtet immer wieder neu ausgehandelt werden muss. Die *untergeordnete Männlichkeit* resultiert aus der symbolischen Nähe zum Weiblichen, sie erfüllt die herrschenden Erwartungen an Männlichkeit kaum und wird am untersten Ende der männlichen Geschlechterhierarchie positioniert. Sie ist Zielscheibe von Exklusion und Inklusion. Die *komplizenhafte Männlichkeit* resultiert aus Handlungsmustern, über die Männer zwar an der „patriarchalen Dividende“ partizipieren, den dafür notwendigen Einsatz aber der hegemonialen Gruppe überlassen. Sie stützen damit die hegemoniale Männlichkeit. Die *marginalisierte Männlichkeit* führt zu Positionen außerhalb der männlichen Normen.

Diese vier Handlungsmuster ermöglichen in ihrem Zusammenwirken die Etablierung und Erhaltung hegemonialer Männlichkeit. Männlichkeit ist demnach Resultat von Aushandlungsprozessen unter Männern, d.h. die homosoziale Männergemeinschaft ist der Ort, der die symbolische Anerkennung von Männlichkeit gewährleistet (vgl. Bourdieu 2005).

Hinsichtlich der Frage nach der Relevanz von Geschlecht in der psychotherapeutischen Arbeitsbeziehung stellt sich vor diesem Hintergrund z.B. die Frage, *wozu* in einem jeweiligen Fall in der psychotherapeutischen Praxis *welche* Formen von Männlichkeit (auf Seiten der/s Therapeuten/der TherapeutIn und auf Seiten des/der PatientIn) *wie* relevant (gemacht) werden. Diese in Studien der sozial-strukturellen Geschlechterforschung nachweislichen Unterschiede zwischen Männern werden in psychotherapeutischen Studien nicht zur Kenntnis genommen, selbst dann nicht, wenn argumentiert wird, von einem sozialisationstheoretischen Ansatz auszugehen (vgl. Neumann et al. 2008). Es wird über all die Unterschiede – Generationenlage, Klassenlage, Alter, Migration – hinweg von „den Männern“ und „den Jungen“ und „den Psychotherapeuten“ gesprochen.



Im „doing gender“ werden immer auch bestimmte symbolische Akte von Männlichkeit oder Weiblichkeit produziert und reproduziert. Wie dies in der Praxis vor sich geht, lässt sich mit dem Habituskonzept aus dem Feld sozial-struktureller Geschlechtertheorien erklären. Der Habitus ist, so *Pierre Bourdieu*, sozial-strukturell bedingt, d.h. durch die spezifische Stellung die ein/e AkteurIn – die soziale Klasse oder Genusgruppe, der man ihn/sie zurechnen kann – innerhalb der Struktur gesellschaftlicher Relationen innehat. Er resultiert aus Wahrnehmungsschemata, welche die alltägliche Wahrnehmung der sozialen Welt strukturieren, zweitens aus Denkschemata, mit der die AkteurInnen die soziale Welt alltagstheoretisch interpretieren und kognitiv ordnen, ebenso wie den darin enthaltenen ethischen Normen zur Beurteilung gesellschaftlicher Handlungen wie auch den ästhetischen Maßstäben zur Bewertung kultureller Objekte und Praktiken. Zum Dritten aus Handlungsschemata, welche die individuellen und kollektiven Praktiken der AkteurInnen hervorbringen. Der Habitus ist das Körper gewordene Soziale (vgl. *Bourdieu* 1987, 161), der geschlechtstypische Habitus damit Resultat milieutypischer Lebensstilisierung von Männlichkeit und Weiblichkeit. Der Entstehungszusammenhang des Habitus, so wie die sozialen Bedingungen die ihn hervorgebracht haben und damit auch das Bewusstsein vom Gewordensein dieser „zweiten Natur“, sind in der Selbstverständlichkeit der von ihm erzeugten Praxis und Praktiken untergegangen. Damit manifestiert sich im Habitus die Liebe zum Schicksal, welche, da sie die gesellschaftliche Not(wendigkeit) zur Tugend macht, die *Anerkennung* der herrschenden Ordnung zum Ausdruck bringt. Der Habitus ist die aus der Not entstandene Tugend, die zur zweiten Natur gewordene, in motorische Schemata und körperliche Automatismen verwandelte gesellschaftliche Notwendigkeit. Er ist ein „System dauerhafter und übertragbarer Dispositionen“, die als „Erzeugungs- und Ordnungsgrundlage für Praktiken und Vorstellungen“ fungieren (*Bourdieu* 1987, 98) und zwar im Sinne einer „Spontaneität ohne Wissen und Bewusstsein“ (*ibid.*, 105). Der Habitus ist durch Praxis hervorgebracht und bringt selbst zugleich Praxis hervor.

Das ge- und misslingen dieser Praxis ist wesentlich von Ressourcen abhängig, beispielsweise in Form von kulturellem, sozialem und ökonomischem Kapital, das sich im symbolischen Kapital bündelt (vgl. *idem* 1992). Die Auseinandersetzungen um soziale Anerkennung werden mit bestimmten Mitteln geführt, die *Bourdieu* als ‚Kapital‘ definiert. Er entzieht den Kapitalbegriff der Welt der Ökonomie und definiert Kapital als „akkumulierte Arbeit“ und Ökonomie als die „Gesamtheit aller sozialen Austauschprozesse“. Er kritisiert damit den wirtschaftswissenschaftlichen Kapitalbegriff, der alle gesellschaftlichen Austauschprozesse auf den Warentausch reduziert und betont demgegenüber die vielgestaltigen Interessen, Einsätze und Profitmöglichkeiten in den unterschiedlichen gesellschaftlichen Feldern. Dieser plural verfassten Welt von „Ökonomien“ entsprechend, sind vier Kapitalformen zu unterscheiden, die in den Status- und Klassenkämpfen zum Einsatz kommen: *ökonomisches Kapital*, das alle Formen materiellen Reichtums enthält, also Kapital, das in Geld umtauschbar

und durch Eigentumsrecht institutionalisiert ist; *kulturelles Kapital* in a) objektiviertem Zustand wie Büchern, Kunstwerken, technischen Instrumenten und in b) inkorporiertem Zustand, als kulturelle Fähigkeiten, Fertigkeiten und Wissensformen, die man durch Bildung in einem sehr allgemeinen Sinne (also nicht nur schulisch-akademisch) erwerben kann und in c) institutionalisiertem Zustand, wie etwa Bildungs- und Ehrungstitel, durch die eine Person nicht nur über inkorporiertes, sondern über legitimes kulturelles Kapital verfügt; *soziales Kapital*, das aus der Ausnutzung „eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten *Beziehungen* gegenseitigen Kennens oder Anerkennens“ resultiert (Bourdieu 1976, 356), ein Konkurrenzmittel oder eine Ressource, die auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruht (Absolventen von Eliteschulen, Mitglieder von Parteien etc.), das durch permanente Beziehungsarbeit aufrechtzuerhalten ist und auf alle anderen Kapitalformen einen „Multiplikatoreffekt“ ausübt; *symbolisches Kapital* das mittels gesellschaftlicher Anerkennungsakte zustandekommt und als „Kredit an legitimer gesellschaftlicher Anerkennung und Wertschätzung“ (*ibid.*) verstanden werden kann. Die *praktische Verfügung* über diese Kapitalien bedingen die Handlungsmöglichkeiten und Erfolgchancen, die ein/e AkteurIn innerhalb eines spezifischen sozialen Feldes de facto hat (wie eine Trumpfkarte im Kartenspiel) und das Ausmaß der Anerkennung, das möglich ist. Soziales Feld und Kapital definieren sich also wechselseitig. Das Handeln von AkteurInnen ist dadurch immer mit den inneren Grenzen des Habitus *und* den äußeren Grenzen des Feldes konfrontiert. Welche Unterschiede einen Unterschied machen und ob es den jeweiligen AkteurInnen gelingt, ihren Unterschied bedeutend zu machen hinsichtlich sozialer Anerkennung, ist damit abhängig vom Kontext und der Verfügung über die notwendigen Ressourcen oder Kapitalien, die in einem jeweiligen Feld Erfolg versprechend sind. Für psychotherapeutische Praxis macht es damit Sinn zu eruieren, ob und wie diese Ressourcen oder Kapitalien in einem jeweiligen Feld vergeschlechtlicht sind, welche aufgrund von Geschlechtszuschreibungen vor-enthalten oder unterstellt werden und darüber für die Lebensstilisierung von Männlichkeit und Weiblichkeit verfügbar sind oder nicht.

Dieser kurze Einblick in sozial-konstruktive wie sozial-strukturelle Geschlechtertheorien kann das Potential deutlich machen, das sie für die Schärfung des in Psychotherapien notwendigen ethnographischen Blicks auf die eigene Gesellschaft und Kultur, die sozial-strukturelle Exploration der je spezifischen Lebenswelt (soziale Feld) und der dazu gehörenden Lebensstilisierung von Männlichkeit und Weiblichkeit auf Seiten der PatientInnen zur Verfügung stellen können. Sie sind ein brauchbares Werkzeug, um in der psychotherapeutischen Praxis in Erfahrung zu bringen, welche sozialen Ungleichheits- und kulturellen Differenzverhältnisse die Lebenswelt der PatientInnen durchziehen, welche Unterschiede im je spezifischen Fall einen Unterschied machen, welche Formen von Männlichkeit und Weiblichkeit im je spezifischen Fall von wem, womit, wie und wozu relevant gemacht wurden und werden mit welchen Folgen für die Handlungssouveränität der PatientInnen, d.h. für die Mög-

lichkeiten der Bearbeitung lebenswichtiger Probleme im Spannungsfeld von den inneren Grenzen des Habitus und den äußeren Grenzen des sozialen Raumes.

Abschließend soll noch einmal Bezug genommen werden auf den Anfang dieses Textes: Wenn psychotherapeutische Professionalität aus der Art und Weise der Ausübung der psychotherapeutischen Tätigkeit resultiert, ist sie jedenfalls Ergebnis von Aus- und Fortbildung, beruflicher Sozialisation und langjähriger Praxis im Feld. Letztere wiederum führt zur Ausbildung eines „feldspezifischen sozialen Sinns“, der die Praktiken des/der TherapeutIn organisiert, die zur Erreichung von therapeutischen Zielen gestaltet werden. Psychotherapeutische Professionalität kann damit als eine strategische Praxis gekennzeichnet werden, die vom praktischen Sinn eines therapeutischen Habitus generiert wird. Diese strategische Praxis ist weder regelhaft bestimmt noch rational berechnet. Die Praktiken des/der Therapeutin entspringen dem sozialen Sinn für das „therapeutische Spiel“ und die „Einsätze“ innerhalb des „therapeutischen Feldes“, die zur Erreichung von Therapiezielen Erfolg versprechend sind.

Im Hinblick auf die Relevanz von Geschlecht in der psychotherapeutischen Arbeitsbeziehung lässt sich konstatieren, dass „Frau-Sein“ oder „Mann-Sein“ allein kein Programm und keine Voraussetzung für erfolgreiche Professionalität im psychotherapeutischen Feld oder für erfolgreiche Psychotherapie ist. Auch in der Forschung konnte insgesamt nicht nachgewiesen werden, dass die Geschlechtszugehörigkeit der therapeutischen Person einen systematischen Einfluss auf die Effektivität der Psychotherapie hat (vgl. *Kämmerer* 2008).

Vielmehr ist eine gewisse „Berufung“ zu diesem Beruf, eine profunde Ausbildung und das professionelle Know-How u.a. *auch* im Hinblick auf den Umgang und den Einsatz der hier erörterten Formen des Geschlechterwissens sowie ein therapeutischer Habitus ausschlaggebend, der aus langjähriger Berufserfahrung erwächst, auf deren Basis ein Platzierungssinn habitualisiert werden kann, u.a. *auch* hinsichtlich der Frage, wann welche Männlichkeiten und/oder welche Weiblichkeiten im therapeutischen Raum ebenso wie in der Lebenswelt der PatientInnen, *wie* und *wozu* eine Wirklichkeit werden.

### **Zusammenfassung: Wie und wozu wird Männlichkeit oder Weiblichkeit eine Wirklichkeit? Die Arbeitsbeziehung in der Psychotherapie aus Perspektive der Geschlechterforschung**

Ausgehend von der Frage, was die therapeutische Arbeitsbeziehung kennzeichnet, wird erörtert, welche Formen von Geschlechterwissen differenziert werden können und inwiefern diese für die Professionalisierung psychotherapeutischer Arbeit und Beziehungsgestaltung bedeutsam sind. Darauf Bezug nehmend wird besprochen, welchen Gebrauchswert sozialstrukturelle und sozial-konstruktivistische Geschlechtertheorien aus dem Feld der kritischen Geschlechterforschung für diese Professionalisierung haben. Dabei wird argumentiert, dass für die therapeutische Arbeit weniger bedeutsam ist, wie wirklich die Zweigeschlechtlichkeit ist, sondern wie sie eine Wirklichkeit ist.



**Schlüsselwörter:** Geschlechterwissen, sozialstrukturelle und sozialkonstruktivistische Geschlechtertheorien, Intersektionalität

**Summary: How and what for becomes Masculinity and Feminity a reality? The therapeutic relationship from the perspective of Critical Gender-Studies.**

Starting on the question, what is characteristic for the therapeutic relationship, it will be discussed, which forms of gender knowledge can be distinguished and in what way these are meaningful for the professionalization of psychotherapeutic work and relationship formation. Referring to this discussion it will be argued, which practical value socio-structural and social-constructivist gendertheories from the field of critical gender studies therefore could be have and that it is less important to analyse how real the two sexes are but how they are a reality.

**Keywords:** Gender Knowledge, socio-structural and social-constructivist gendertheories, intersectionality

## Literatur

- Bacher Johann* et al. (Hg.) (2008): Geschlechterunterschied in der Bildungswahl. Wiesbaden: VS Verlag.
- Behnke Cornelia, Loos Peter, Meuser Michael* (1998): Habitualisierte Männlichkeit. Existentielle Hintergründe kollektiver Orientierungen von Männern. In: *Bohnsack Ralf, Marotzki Winfried* (Hg.): Biographieforschung und Kulturanalyse. Transdisziplinäre Zugänge qualitativer Forschung. Opladen: Leske+Budrich, 225-243.
- Bonß Wolfgang* (Hg.) (1989): Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung? Analysen zur Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Bourdieu Pierre* (2005): Die männliche Herrschaft. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Bourdieu Pierre* (2004, 3. durchgesehene Auflage): Sozialisation als Habitualisierung. In: *Baumgart Franzjörg* (Hg.): Theorien der Sozialisation. Erläuterungen, Texte, Arbeitsaufgaben. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 199-255.
- Bourdieu Pierre* (1992): Ökonomisches Kapital – Kulturelles Kapital – Soziales Kapital. In: *idem*: Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik&Kultur 1. Hg. von *Margareta Steinrück*. Hamburg: VSA-Verlag, 49-79.
- Bourdieu Pierre* (1979, 1989, 3. Auflage): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Bourdieu Pierre* (1980, 1987, 1. Auflage): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Bourdieu Pierre* (1976): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyli-schen Gesellschaft. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Brandes Holger* (2002): Männlichkeiten und Soziale Milieus: Unterschiedliche Deutungsmuster von „Männlichkeit“. In: *idem*: Der männliche Habitus. Band 2: Männerforschung und Männerpolitik. Opladen: Leske+Budrich, 111-135.
- Buchholz Michael B.* (1999): Psychotherapie als Profession. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Connell Robert W.* (2000, 2. Auflage): Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Leske + Budrich.
- Dölling Irene* (2007): „Geschlechter-Wissen“ – ein nützlicher Begriff für die „verstehende“ Analyse von Vergeschlechtlichungsprozessen? In: *Gildenmeister* et al. (Hg.): Erosion oder Reproduktion geschlechtlicher Differenzierungen? Widersprüchliche Entwicklungen in professionalisierten Berufsfeldern und Organisationen. Münster: Westfälisches Dampfboot, 19-32.

- Eckes Thomas (2004): Geschlechterstereotype: Von Rollen, Identitäten und Vorurteilen. In: Becker Ruth (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung : Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 165–177.
- Eifert Christiane (Hg.) (1996): Was sind Frauen? Was sind Männer?: Geschlechterkonstruktionen im historischen Wandel. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Michel Foucault (1980-1988): Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band 4. *Daniel Defert/Francois Ewald* (Hg.) (2005): Frankfurt a.M., S 960 ff; zitiert in: *Achim Landwehr* (2008): Historische Diskursanalyse. Frankfurt/Main: Campus Verlag.
- Goffman Erving (2001): Das Arrangement der Geschlechter. In: *H. Knoblauch* (Hg.): Interaktion und Geschlecht. Frankfurt/M.: Campus, 105-158.
- Hermer et al. (Hg.) (2008): Handbuch der therapeutischen Beziehung. Band 1 und 2. Tübingen: dgvt Verlag.
- Hirschauer Stefan (1996): Wie sind Frauen, wie sind Männer? Zweigeschlechtlichkeit als Wissenssystem. In: *Eifert Christiane* et al. (Hg.): a.a.O., 240-256
- Honegger Claudia (1991): Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaft vom Menschen und das Weib. Campus.
- Kämmerer Anette (2008): Frauen in der therapeutischen Beziehung – von vorneherein im Vorteil? In: Handbuch der therapeutischen Beziehung. Band 1, 1511-1527.
- Koppetsch Cornelia (2001): Milieu und Geschlecht. Eine kontextspezifische Perspektive. In: *Anja Weiß* et al. (Hg.): Klasse und Klassifikation. Die symbolische Dimension sozialer Ungleichheit. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 109-139.
- Koppetsch Cornelia (1999): Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtsnormen im Milieuvvergleich. Konstanz: UVK.
- Laqueur Thomas (1992): Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud. Frankfurt/M. [u.a.]: Campus.
- Leitner Anton (2010): Handbuch der Integrativen Therapie. Wien/ New York: Springer.
- Lorber Judith (1999): Gender-Paradoxien. Opladen: Leske + Budrich.
- Mecheril Paul, Plößer Melanie (2011): Differenzordnungen, Pädagogik und der Diversity Ansatz. In: *Reingard Spanning* et al. (Hg.): bildung – macht – unterschiede. 3. Innsbrucker Bildungstage. Innsbruck: University Press, 59-81.
- Meuser Michael (2006, 2. überarbeitete und aktualisierte Auflage): Geschlecht und Männlichkeit: soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Modena Emilio (2008): Schichtspezifische Beziehungsgestaltung - Zur Psychotherapie mit proletarischen Unterschichtangehörigen. In: *Hermer* et al. (Hg.): a.a.O., 1603–1623.
- Munsch Chantal (Hg.) (2007): Eva ist emanzipiert, Mehmet ist ein Macho: Zuschreibung, Ausgrenzung, Lebensbewältigung und Handlungsansätze im Kontext von Migration und Geschlecht. Weinheim [u.a.]: Juventa-Verlag.
- Neumann Wolfgang, Süfke Björn (2008): Männer in der therapeutischen Beziehung – ein doppeltes Dilemma. In: *Hermer* et al. (Hg.): a.a.O., Band 1, 1530–1549.
- Petzold Hilarion G. (1993): Integrative Therapie. Modelle, Theorien und Methoden für eine schulübergreifende Psychotherapie. Band II/1: Klinische Philosophie und Band II/2: Klinische Theorie. Paderborn: Junfermann (neu aufgelegt, überarbeitet und ergänzt 2004: Band 1 - Integrative Therapie in Kontext und Kontinuum; Band 2 - Klinische Theorie; Band 3 - Klinische Praxeologie)
- Rommelspacher Birgit, Wachendorfer Ursula (2008): Interkulturelle Therapie. In: *Hermer* et al. (Hg.), 1337-1360.
- Sachse Ulrich (2008): Die therapeutische Beziehung als Matrix der Pathologie? In: *Matthias Hermer, Bernd Röhrle* (Hg.): Handbuch der therapeutischen Beziehung. Band 1. Tübingen: Dgvt-Verlag, 773-796.
- Stichweh, Rudolf (1996): Professionen in einer funktional ausdifferenzierten Gesellschaft. In: *Arno Combe, Werner Helsper* (Hg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 49-69.

- West Candace, Zimmermann Don H.* (1997): Doing Difference. In: Gender and Society, Vol. 9, 8-37.
- West Candace, Zimmermann Don H.* (1987): Doing Gender. In: Gender & Society, Vol. 1, No. 2, 125-15
- Wetterer Angelika* (Hg.) (2008): Geschlechterwissen und soziale Praxis. Theoretische Zugänge – empirische Erträge. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag.
- Wetterer Angelika* (2008): Geschlechterwissen: Zur Geschichte eines neuen Begriffs. In: *eadem* (Hg.) (2008): a.a.O., 13-37.
- Wetterer Angelika* (Hg.) (2010): Körper Wissen Geschlecht. Geschlechterwissen und soziale Praxis II. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag.

**Korrespondenzadresse:**

A.o. Univ.-Prof. Mag. Dr. Maria A. Wolf  
Institut für Erziehungswissenschaft  
Universität Innsbruck

Liebeneggstraße 8  
6020 Innsbruck  
Österreich

**Telefon:** +043/ +512 507-4051

**E-Mail-Adresse:**

Maria.A.Wolf@uibk.ac.at

**Web-Adressen:**

<http://www.uibk.ac.at/iezw/mitarbeiterinnen/institutsleitung>  
homepage universität: <http://homepage.uibk.ac.at/homepage/c603/c60306>  
homepage praxis: <http://www.psychotherapieandersill.at/wolf/index.html>